

Hella Rottenberg · Sandra Rottenberg

Isay Rottenbergs Zigarrenfabrik

Wie ein niederländisch-jüdischer
Unternehmer in Sachsen den
Nazis die Stirn bot

Übersetzt aus dem Niederländischen
von Christina Siever



Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Die Übersetzung dieses Buches wurde gefördert
von der Niederländischen Stiftung für Literatur
Nederlands Letterenfonds/Dutch Foundation for Literature

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0689-5

Auch als E-Book erhältlich: ISBN 978-3-8012-7059-9

Die niederländische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
De sigarenfabriek van Isay Rottenberg bei Uitgeverij Atlas Contact, Amsterdam
© 2017 by Hella Rottenberg and Sandra Rottenberg

Copyright der deutschen Ausgabe © 2024 by
Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Umschlag: Hermann Brandner, Köln

Umschlagbilder:
Krenters Zigarrenfabrik in Döbeln, um 1931, Stadtarchiv Döbeln
und Isay Rottenberg, Anfang der 1930er-Jahre, Familienbesitz

Satz:
Kempken DTP-Service | Satztechnik · Druckvorstufe · Mediengestaltung, Marburg

Druck und Verarbeitung: Hunter Books GmbH

Alle Rechte vorbehalten
Printed in the EU 2024

Besuchen Sie uns im Internet: www.dietz-verlag.de

Inhalt

1	Isay Rottenberg	7
2	Eisenbahnknotenpunkt Döbeln	32
3	Kaufmann aus Amsterdam	40
4	Aufstieg und Fall von Krenter	61
5	Nazis an der Macht	82
6	Das Maschinenverbot	112
7	Eine Anzeige bei der Gestapo	121
8	Deutsch und tugendhaft	141
9	Arbeit und Brot	160

10		
Ins Joch spannen	.....	176
11		
Schwert und Blitz	.....	190
12		
Münchner Platz	.....	206
13		
Unerschrocken	.....	227
14		
Und dann kam der Krieg	.....	241

Anhang

Familienstammbaum Familie Rottenberg - Familie Ptasznik	.....	275
Personenverzeichnis	.....	276
Quellen und Literatur	.....	283
Literatur	.....	286
Bildnachweis	.....	288
Danksagung	.....	289
Die Autorinnen	.....	290

1

Isay Rottenberg

»Besitztümer während der Zeit des Holocausts im ehemaligen Ostdeutschland. Deadline: 31. Dezember 2014« stand fettgedruckt in einer Anzeige in der Wochenzeitschrift *Nieuw Israëlietisch Weekblad*. Darunter folgte eine Erläuterung zur sogenannten »Claims Conference«, die einen Entschädigungsfonds für Erben verfolgter und enteigneter Juden eingerichtet hatte. Es standen 50 Millionen Euro für »späte Antragssteller« zur Verfügung, das heißt für Personen, die alle vorherigen Aufrufe verpasst hatten und nun noch eine letzte Chance erhielten. Sie hatten noch exakt einen Monat Zeit, sich zu melden und eine Forderung geltend zu machen.

Zufällig sahen unser Cousin Sacha und Hellas Bruder Menno den Aufruf. Sie erinnerten sich daran, irgendeinmal etwas über eine Fabrik unseres Großvaters in Deutschland gehört zu haben, die von den Nazis enteignet worden war.

Auch wir hatten gelegentlich von einem Elternteil von dieser Fabrik gehört, aber ansonsten wussten wir überhaupt nichts, nada, niente. Weder, was das Unternehmen herstellte, noch, wo es ansässig war, geschweige denn wann, wie lange und warum unser Großvater in Deutschland gearbeitet hatte.

Die Anzeige verwies auf eine Website der Organisation, deren vollständiger Name »The Conference on Jewish Material Claims Against Germany« lautete. Dort befand sich eine Liste mit den Namen und Adressen der einstigen Besitzer und Unternehmen. Sacha öffnete die Liste mit einem Klick. Unter den Tausenden von Namen war auch der Name unseres Großvaters Isay Rottenberg und in derselben Zeile der Name und die Adresse einer Fabrik: Deutsche Zigarren-Werke, Industriestraße 2, Döbeln. Nur ein paar Worte, doch sie lieferten uns den ersten Beweis, dass diese Fabrik in Deutschland wirklich existiert hatte.

Die Entdeckung sorgte für Aufregung in der Familie. Innerhalb eines Monats, so haben wir das verstanden, mussten wir nachweisen, dass Isay Rottenberg der Eigentümer war, dass er enteignet worden war und dass wir, die sieben Enkelkinder, seine Erben waren.

Mit diesen wenigen Informationen machten wir uns an die Arbeit. Natürlich, um die Forderung geltend machen zu können, aber vor allem aus brennender Neugier. Die Internetsuche nach »Isay Rottenberg« in Verbindung mit »Döbeln« und »Deutsche Zigarren-Werke« lieferte sofort ein Ergebnis. Es handelte sich um einen Bericht aus *Der Stürmer*, in dem das Blatt seinen Lesern »mit Freude« mitteilte, dass der Jude Isay Rottenberg nicht mehr der Geschäftsführer der Zigarren-Werke in Döbeln sei und dass in diesem Unternehmen kein einziger Jude mehr arbeitete. Damit hatten wir das Ende der deutschen Geschichte unseres Großvaters gefunden, aber wir hatten keine Ahnung, wo wir den Anfang suchen sollten. Unsere Eltern konnten wir nicht mehr fragen, sie waren gestorben. Und in den Unterlagen ihres Nachlasses sind wir auf nichts gestoßen, was irgendeinen Anhaltspunkt geboten hätte.

Zunächst war die Suche wenig ergiebig, aber als wir Monate später in Döbeln waren, fanden wir eine Fülle an Material vor. Dass es so viele Unterlagen gab, war auf einen Konflikt zurückzuführen, der offenbar minutiös aufgezeichnet worden war. Ab 1933 setzten Konkurrenten aus ganz Deutschland alles daran, die Deutschen Zigarren-Werke auszuschalten, während

unser Großvater dickköpfig Widerstand leistete. Bürgermeister, Beamte und Minister des Dritten Reiches in Sachsen und Berlin mischten sich ein, die Handelskammer, Industrieverbände, die NSDAP und die Deutsche Arbeitsfront ergriffen Partei. In Döbeln, aber auch in den Archiven von Berlin, Dresden, Leipzig und Chemnitz fanden sich Briefe, Notizen, Berichte, Fotos, Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, die sich alle mit den Deutschen Zigarren-Werken und dem Streit um das Weiterbestehen der Fabrik befassten. Nahezu Woche für Woche konnten wir verfolgen, wie sich der Konflikt entwickelte, wer die Oberhand gewann und wer mit schmutzigen Tricks arbeitete. Wir fanden sogar Stenogramme von Sitzungen, bei denen unser Großvater die Klagen mit NSDAP-Führern, Stadtbeamten und Unternehmern kreuzte.

Als wir die Stenogramme fanden, überlegten wir, dass es schön wäre herauszufinden, wer die Männer waren, mit denen unser Großvater am Tisch saß, und wie sie sich ihm gegenüber, einem jüdischen Fabrikanten, und beim Tauziehen um sein Unternehmen verhielten. Dies ist uns gelungen. Auch wer den Raub der Fabrik im Jahr 1935 vorbereitete und wie dieser durchgeführt wurde, schien man ordentlich aufgezeichnet zu haben.

Der Konflikt um die Zigarrenfabrik ermöglichte es uns, eine durchschnittliche deutsche Stadt in den ersten Jahren des Nationalsozialismus unter die Lupe zu nehmen. Wir beobachteten den Umschwung von der roten zur braunen Verwaltung, wir lernten die Profiteure, die Mitläufer und die Opfer der neuen Ordnung kennen, wir merkten, wie schnell durch den Schein der Rechtmäßigkeit alles normal wirkte. Und wo Interessen und Ideologie kollidierten, siegten meist die Interessen. Das Döbeln der 1930er-Jahre wurde zum Leben erweckt, wir saßen im ersten Rang, als ob wir selbst dabei gewesen wären.

Wir lernten unseren Großvater von einer unbekanntenen Seite kennen. Wir erfuhren von einem Zeitabschnitt, über den die Rottenbergs geschwiegen hatten, der aber das Leben der Familie auf den Kopf gestellt haben muss. Wir sahen, was für ein eigensinniger, unerschrockener und un-

erschütterlicher Mann unser Großvater war. Wir waren erstaunt, dass er in Hitlerdeutschland blieb, streitlustig, aber auch übermütig, fast tollkühn, blind für die Gefahr.

Warum wir so wenig über den Aufenthalt unseres Großvaters in Deutschland gehört hatten, fragten wir uns in unserer Jugend nicht, denn es wurde über so vieles geschwiegen. Das Leben in der Vorkriegszeit blieb in Dunkel gehüllt. Wenn überhaupt etwas erzählt wurde, dann waren es nur ein paar einzelne Anekdoten, die nicht zu einer zusammenhängenden Geschichte verknüpft werden konnten. Hellas Mutter, die die Geschichte aus zweiter Hand kannte, hatte hin und wieder erwähnt, dass die Nazis Großvaters Fabrik weggenommen hatten und dass er selbst in Deutschland inhaftiert gewesen war. Weitere Details kannte sie nicht oder gab sie nicht preis. Hellas Vater Alfred sprach nie darüber, Sandras Vater Edwin ebenso wenig.

Dank des Aufrufs in der jüdischen Wochenzeitschrift fiel Sandra ein, dass ein einziges Mal etwas mehr von dieser Fabrik preisgegeben worden war. Das war 1997 bei der Beerdigung ihres Vaters Edwin, als seine Schwester, unsere Tante Tini, sich an ihre Jugendzeit in den 1930er-Jahren erinnerte. Von den Ansprachen ist eine Aufnahme erhalten geblieben, und als wir uns diese anhörten, hörten wir die emotionale Stimme unserer Tante: »Um das Jahr 1935 herum gab es in den Niederlanden nur wenige Menschen, die sich mit den Ereignissen in Deutschland befassten. Unsere Familie wurde jedoch schon damals mit einer großen Tragödie konfrontiert. Plötzlich war Vater verschwunden und wir wussten nicht wohin, wie und weshalb. Wir rechneten nicht mehr damit, dass er noch am Leben war.«

Eine Trinkhalmfabrik in Amsterdam

Wir kannten unseren Opa gut. Er war der Direktor des Amsterdamer Familienunternehmens J. Rottenberg & Söhne, einer Fabrik für Plastiktrinkhalme und -rohre, das er nach dem Krieg an der Nieuwe Keizersgracht begründet hatte und in der auch unsere Väter arbeiteten. Er war der Chef, der Vollblutunternehmer, das konnten wir sogar schon als Kinder sehen. Opa war piekfein angezogen, er trug einen Maßanzug mit einer sorgfältig ausgesuchten Seidenkrawatte, ein Einstecktuch in der Brusttasche, goldene Manschettenknöpfe und elegante italienische Schuhe, er war souverän und tatkräftig. Seine Söhne waren aus anderem Holz geschnitzt: zerzaustes Haar, schlecht sitzende Anzüge und zerstreut, zudem widmeten sie sich gerne dem Erzählen langer Geschichten. Sie waren widerwillig zu Geschäftsleuten geworden.

Isay Rottenbergs starke Persönlichkeit hat sich immer bemerkbar gemacht. Wenn er einen Raum betrat, blieb er schweigend stehen, bis er die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Erst dann begrüßte er die Anwesenden. Es funktionierte immer. Er war der Magnet, obwohl er kein Wort sprach. Er war klein und breit gebaut, hatte einen runden Kopf mit einem glänzenden Schädel, eine kräftige Nase und große Ohren, seine Augenlider bildeten Dreiecke, hinter denen seine dunklen Augen neugierig und bestaunt in die Welt blickten.

Er prägte unsere Väter, unsere Mütter und uns, die Enkelkinder. Wir waren von ihm beeindruckt und fanden ihn faszinierend. Die familiären Beziehungen waren noch gut, als wir klein waren. Opa war die zentrale Persönlichkeit, ein Patriarch, und um ihn herum kreisten seine Kinder und Enkelkinder. Später kam es zu einem fürchterlichen, nicht zu kitten den Bruch im Zusammenhang mit der Fabrik, woraufhin Edwin seinen Vater und seinen Bruder Alfred nicht mehr sah, unsere Tante Tini Edwin unterstützte und Alfred Opa treu blieb. Abgesehen vom Altersunterschied bestimmte dieser Zwist die Rolle, die Opa in unserem Leben spielte und

wie wir uns an ihn erinnern. Der Bruch beeinflusst noch heute, Jahrzehnte später, unseren Blick auf ihn.

Für mich, Hella, war Opa der Fels in der Brandung. Wir wohnten in der Milletstraat in Amsterdam in einer Wohnung im Erdgeschoss neben ihm. Das Gartentor zwischen den beiden Wohnungen war entfernt worden; wir gingen hintenherum und betraten gegenseitig die Wohnungen durch die Küche. Schon seit ich klein war, wurde mein Tag durch seinen Rhythmus bestimmt. Fröhlich morgens tippelte ich zu ihm hinüber. Er schnitt dann eine Grapefruit auf, aß eine Hälfte selbst und gab mir die andere, abwechselnd jeweils ein Bissen. Wenn er ins Auto stieg, um zur Fabrik zu fahren, ging ich zurück nach Hause. Gegen 13 Uhr, zur Essenszeit, sorgte ich dafür, dass ich hinter der Haustür stand, und wenn ich ihn die Eingangstreppe hochkommen hörte, machte ich die Tür auf. »Hallo, mein Schatzi«, sagte er, ging ins Badezimmer und wusch sich und mir die Hände mit lauwarmem Wasser, meine Hände zwischen seinen. Um 18 Uhr – er war ein Mann, der nach der Uhr lebte –, wenn er von der Arbeit nach Hause kam, wiederholte sich das Ritual. Für gewöhnlich aß ich mit ihm und Tante Agnes, der bei ihm lebenden Haushälterin, die Vorspeise. Ich blieb, bis meine Mutter kam, um mich für das Abendessen abzuholen. Während wir noch beim Essen waren, kam Opa herein und aß mit uns den Nachtsch.

Sobald ich lesen konnte, holte er mich am Samstagmorgen ab und ging mit mir in die Buchhandlung. Er ließ mich dort zurück und ging selbst einkaufen. Wenn er wieder erschien, hatte ich mich noch nicht entschieden, ich habe furchtbar lange gebraucht, denn mein einziges Kriterium war, dass ich kein »Ich-Buch« haben wollte. Seine Geduld war grenzenlos.

Später machten wir gemeinsam Kreuzworträtsel und Wortspiele. Ich hörte ihm zu, was er erzählte, und er hörte sich interessiert meine Geschichten an. Meine Eltern machten sich hin und wieder Sorgen, dass ich lieber mit ihm zusammen war, als mit meinen Freunden und Freundinnen